

# AM BEISPIEL VERDI

*Über Fluch und Segen des Repertoire-Systems*

## **Was wir von Oper noch zu erwarten haben**

Vielleicht reden wir alle von sehr unterschiedlichen Dingen, wenn wir über Oper diskutieren. Vielleicht sind schon die Voraussetzungen recht differenziert, die Hoffnungen, die jeder einzelne sich macht, sobald er ein Opernhaus betritt. Manchmal scheint es jedenfalls so, wenn man Reaktionen auf ein und denselben Abend vergleicht. Die Wertungen reichen meist von "entsetzlich" bis "wunderbar", oder wenigstens von "vollständig ungenügend" bis "ganz in Ordnung".

Jene, die "ungenügend" rufen, erzählen uns von den Schlaraffen-Häusern, in denen das sogenannte Stagionesystem praktiziert wird: nur ein paar Opern pro Jahr, die dafür in mit jeweils vielen Proben vorbereiteten Serien. Nur das könne die höchste Qualität garantieren, verkünden diese Sibyllen -und übersehen dabei geflissentlich, daß die real existierende Stagione allenthalben diese These widerlegt. Dort laufen nämlich nicht nur Erfolge, sondern auch Flops serienweise.

Womit die Unterschiede zur Wiener Staatsoper relativ gering ausfallen. Auch diese spielt längst in Serie, nur daß hier diese Serien einander überlappen und man zwischendurch auch noch

Einzelvorstellungen von "Tosca", "Barbier von Sevilla" oder "Figaro" erleben kann - was neben der Vielfalt auch den Vorteil hat, daß das Orchester Tag für Tag in wechselnden Schwierigkeitsgraden gefordert wird.

Die unreflektierte Schwärmerei von den angeblichen Segnungen des Stagionebetriebes scheint mir viel eher wie ein Surrogat für das Traumbild vom vollendeten Opernabend. Erklären wir's am konkreten Beispiel: Dieser Tage laufen in der Staatsoper Serien von Verdis "Maskenball" und "Aida". Für beide Stücken imaginiert sich wohl jeder passionierte Opernliebhaber seine Idealbesetzungen, sein "ideales Klangbild". Er würde freilich schon im

Schallplattengeschäft scheitern, wollte er einem Unkundigen rein musikalisch seine Vorstellungen demonstrieren. Denn es war, Hand aufs Herz, sogar den Plattengesellschaften, sogar zu Callas' Zeiten, nur in Ausnahmesituationen möglich, wirklich unvergleichliche Sänger- und Dirigentenkombinationen ins Studio zu verpflichten. Wie unreal ist dann die Aussicht, jemals eine wirklich hundertprozentige Besetzung in einem Opernhaus anzutreffen - Stagione hin, Tagesbetrieb her?

Sternstunden lassen sich nicht programmieren und auch nicht einfordern. Was zu fordern ist: Ein Haus, das, gleich welchen Systems es sich immer bedient, einer möglichst attraktiven Besetzung der

wichtigsten Partien ein intaktes Umfeld zu bieten hat. Es ist nicht schwer, nahezu sämtlichen, auch den berühmtesten Künstlern, die in den besagten Verdi-Aufführungen dieser Tage auftreten, Mängel anzukreiden - einem Weltstar wie Leo Nucci zu bescheinigen, daß man als Renato andere Baritone schon feinfühlicher phrasieren gehört hat, einer Marjana Lipovsek ins Stammbuch zu schreiben, daß irgendwann einmal Mezzosopranistinnen dagewesen sein müßten, denen die hohen Bs in Amneris' mörderischer Gerichts-Szene müheloser über die Lippen gekommen sind.

Man könnte mit noch viel mehr Berechtigung den beiden Tenören versichern, sie seien keineswegs adäquate

Interpreten ihrer Partien: Vincenzo LaScola, mit der nicht unschönen, aber für das vokalartistische Wechselbad des Riccardo nicht auch nur annähernd zureichend wandlungsfähigen, kraftvollen Stimme; oder Giuseppe Giacomini mit seinen beachtlichen, beinahe unfehlbaren Stentorhöhen, die angesichts der gesichtslosen Mittellage seines baritonales Organs die einzigen Trümpfe für eine Gestaltung des Helden Radames zu sein scheinen.

Hier stockt man freilich schon, sobald man aufgefordert ist, aufzulisten, wer eigentlich seit - dem hoffentlich schon wieder halbwegs genesenen - Luciano Pavarotti in beiden Partien mehr als solche (oder vielleicht ein wenig breiter

gefächerte, aber insgesamt auch unzureichende) künstlerische Teilbeträge abzuliefern imstande gewesen wäre; wen also ein Operndirektor - Stagione oder Repertoire, alles eins - nun eigentlich engagieren sollte?

Ob es nicht nur einfacher, zielführender, sondern dem eigentlichen Möglichkeiten des Genres Oper auch angemessener wäre, zu genießen: Daß zwischen alledem die Diva Mara Zampieri als Amelia atemberaubende hohe Schule des Ausdrucksgesangs demonstriert, und zu wissen, daß solches am selben Abend nur schwerlich auch von sämtlichen Partnern der Künstlerin egalisiert werden kann? Ob es nicht Geschenk genug ist, der Lipovsek lauschen und zuschauen zu dürfen, wie sie

der Amneris auf packende Weise Profil gibt - ein paar Spitzentöne hin oder her?

Ob man sich nicht an der herrlichen Stimme delectieren kann, die Sergej Leiferkus dem Amonasro leiht, oder an der Tatsache, daß ein Ensemblemitglied wie Anna Gonda eine so tadellose, in allen Lagen schön timbrierte Ulrica zu singen imstande ist? Auch wenn es möglicher Weise nur ein schwacher Trost ist - schließlich arbeitet ein Repertoiretheater ja mit wechselnden Besetzungen -, daß nächstesmal nicht Maria Dragoni, sondern die große Julia Varady die Aida singen wird.

Vielleicht genügt es anzumerken, daß der Chor der Wiener Staatsoper das einzige



wirklich schwache Glied in der oben erwähnten soliden Basis für einen ordentlichen Opernabend im Haus am Ring ist. Vielleicht sieht man ein, daß es auch mit solchem "Wasser Gekochtes" seinen künstlerischen Wert hat.

Es waren, sprechen wir weiter von der "Basis", zuletzt viel schlimmere Zustände zu registrieren, es wurden Stars viel mehr allein gelassen in Wien. Das immerhin sollte sich vor Augen halten, wer anmerkt, es seien keine idealen Realisationen der großen Opern zu vermelden. Es ist schon so, es sind keine zu vermelden; noch immer nicht. Nicht einmal aus den Schallplattengeschäften..

**mehr**

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten